



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alte Winkel Von Karl Roettger.

Landschaft in Schwarz. Der Morgen war stürmisch, ich wühlte recht und schlecht in der Apassionata herum, einige Teile gelangen, ich weinte vor Glück. Am Nachmittag ging ich den kleinen Weg nach Gevelinghausen etwas traurig mit einer Leinwand; ich griff zuerst zum Schwarz; aus der Mischung von Schwarz und hellem Chromgelb entstand der Grundakkord, zwei schmutzigschwefelige Häuschen hingen da oben im Berg, sie waren nicht da, vorn wölbte sich der Boden in drei, vier Kurven wie ein paar alte Messingteller. Am Morgen wollte ich das Bild vernichten. Die Sonne strahlte so und das schwarze Ding stand da oben neben der Hutschachtel — aber ich lief in den Garten und pflückte die letzten Nelken.

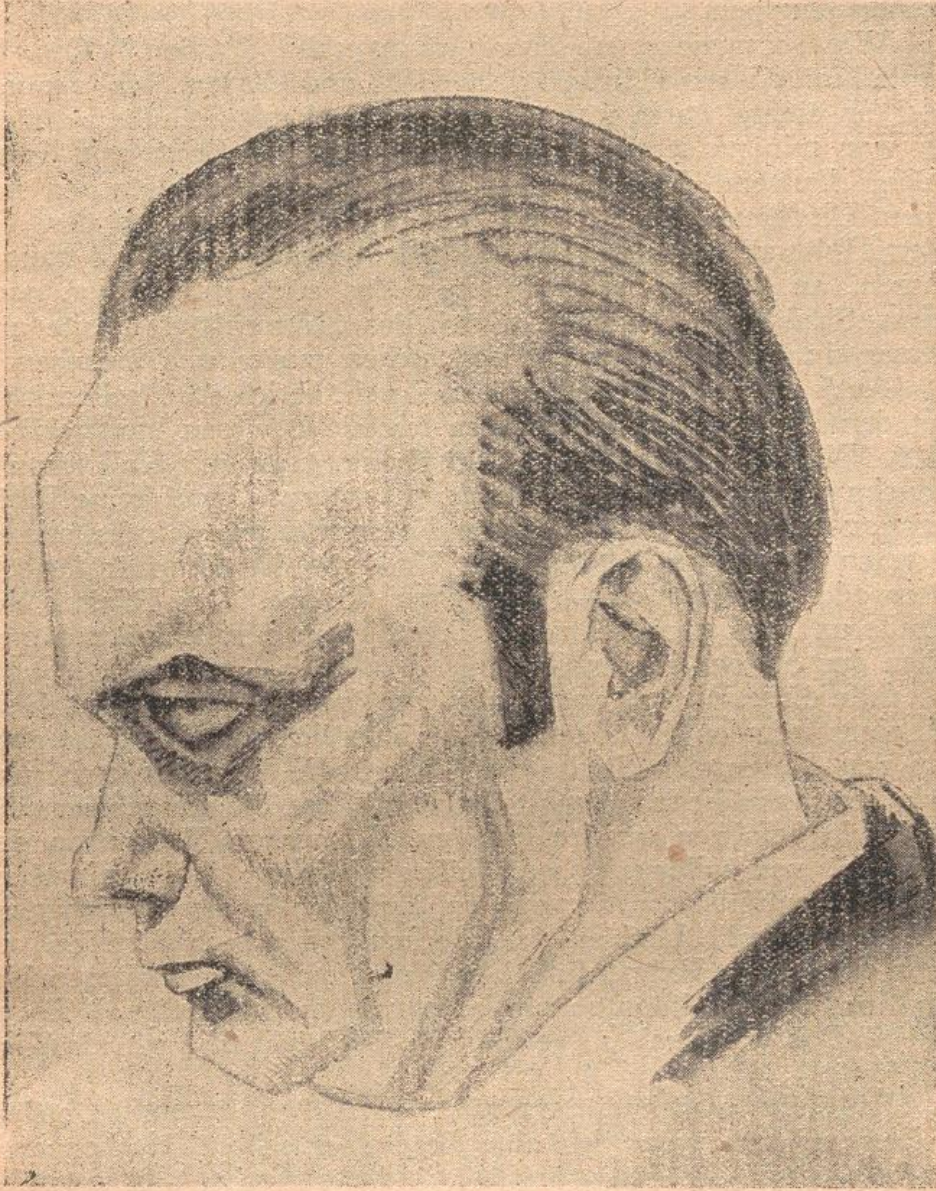
ALTE WINKEL*)

Von Karl Roettger.

Ich weiß nicht, woher mir der Blick kam. Er muß von Anfang an in mir gewesen sein. Ich liebte das Kleine, das Unscheinbare. Die geringe, arme Schönheit. Ich habe das Prachtige nicht weniger geliebt, die großen Gärten, die Parks mit den hohen, alten Bäumen und den Villen mitten im Garten. Aber die Winkel mit dem wenigen grünen Rasen, den kleinen armen Gärtchen, die kleinen freundlichen Häuser haben mich mehr als andere gerührt.

Am „Wall“, nahe am Bergtor, stand ein ganz altes, graues Haus, das war ganz mit Efeu bewachsen und dabei war ein winziger Garten mit einem kleinen Rasenfleck, mit ein paar Blumen, und in der Mitte mit einem hohen alten rauschenden Baum. Ich glaube, ein Lindenbaum, es kann aber auch eine Kastanie gewesen sein. Das alles mußte ich immer ansehen, wenn ich da vorbei kam, jedesmal. Ich wäre gar zu gern einmal drin gewesen, im kleinen Garten, unter dem dunkel wehenden Baum, in der kleinen Stube mit den Blumenfenstern, die so niedrig waren, wo die Geranien und Fuchsien in roten Tontöpfen, auf weißen Untertassen standen. Aber ich wagte es nie, meinen Schulkameraden Heilmann, der in der Schule immer einen Platz über mir saß, darum zu bitten. Denn wenn wir auch in der Schule freundlich miteinander verkehrten, so kamen wir außerhalb der

*) Aus einem Buche „Die fernen Inseln“.



Der Düsseldorfer Komponist Hans Ebert
Handzeichnung Egon Aders

Schule nie zusammen. Aber immer ist das Häuschen, der kleine Garten, die Blumenfenster, der dunkle Baum, eine heimliche Liebe meiner Kindheit.

Wie so manches andere. An manchen Straßen hatten die Leute hinter ihren Häusern noch Höfe und Gärten. Ich erinnere mich an einige, darin war ich ein paarmal mit Schulkameraden. Es war mir meist ein Erlebnis. Ungepflegte Beete mit einem halben Dutzend Stachelbeersträuchern . . . ein Plätzchen mit einem Birnbaum; ein Hof mit einem Ziehbrunnen, an dem ein alter Hollunder wuchs. Ich weiß nicht recht, lag es an meiner Augen, an meiner Seele, daß mir das alles so als eine ganz reiche Schönheit vorkam. Daß ich das „Namenlose“ fühlte und immer ein ganz klein wenig still stehen mußte und hinsehen.

Auch die ganz engen Straßen, durch die ich ganz selten kam, mit den alten Häusern, in denen ich nie gewesen bin, gehören dazu. Diese alten Häuser, alle einstöckig, grau, mit Kalkverputz, manchmal schief, mit alten schiefen Fenstern, darauf keine Farbe mehr zu sehen war — und auf den Fensterbrettern standen wieder in roten Tontöpfen die Blumen. Und vor der Haustür lag ein Stein oder zwei Steine — statt einer Treppe. Das Pflaster der Straße und des ganz schmalen Trottoirs war schlecht, und zwischen den Steinen wuchs Gras.

Alle diese Winkel waren mir eine fremde Welt. Ich sah sie mit einer fremden Freude ein wenig ängstlich an. Und dann noch vor den Toren der Stadt die Gärten, die Gemüsegärten, und zwischen ihnen die staubigen, schmalen Wege, die nur schwer oder gar nicht befahren werden konnten. Da waren Hecken an den Wegen: von wilden Rosen, Jelängerjelierer; mit einzelnen Stachelbeersträuchern dazwischen, mit Hollunder, Hainbuchen und Weißdorn. Und an den Hecken zogen sich Streifen von Gras, Labkraut, Hahnenfuß, Vergißmeinnicht, Leberblumen hin. Und im Frühling konnte man da, wenn man gut suchte, Veilchen finden. Das war auch so vergessene Schönheit, die ich als Kind lieb hatte.

Ich habe manchmal erstaunt, furchtbar erstaunt stehen bleiben müssen, wenn ich eine besonders schöne Heckenpartie fand, wo etwa ein Baum aus einer Hecke wuchs, und unten an seinem Fuß die Marienblümchen besonders dicht wuchsen. Oder wo ein Loch in der Hecke war, durch das man die kleinen Gärten sah, wo das Gras in den schmalen Gartenwegen wuchs und wo die Erbsen und Bohnen blühten. Oder wo der Jelängerjelierer mit seinen schwanken Zweigen im Winde wehte, sich neigte, sich

überwölbte, fast wie eine Laube, und der Duft so stark, so voll war . . .

Und noch heute, in kleinen Städten, in Dörfern finde ich wohl solche Winkel mit der Schönheit der Armut; die kleinen Gärten; wild wachsendes Gras zwischen Steinen. Vergessene Winkel, kaum gesehene Schönheit. Und muß sie so gerührt ansehen — wie einst das Kind.

ÜBER DIE KUNSTKRITIK

Der Kritiker ist eigentlich der unglücklichste Mensch: weder auf das Geschaffene, noch auf das entstehende Werk kann er irgendwelchen Einfluß ausüben. Der Künstler kann den Kritiker entbehren, der Kritiker aber lebt vom Werk des Schaffenden. Die Daseinsberechtigung des Kritikers liegt in der Aufgabe, das Publikum zu lehren, Echtes von Unechtem zu unterscheiden, sich zum Führer des Publikums zu machen. Tut er das nicht, dann entscheidet letzten Endes doch wieder der Künstler und — das Publikum.

Der Wagnergegner Hanslick wurde schließlich vom Werk des Künstlers und dem Publikum beiseite geschoben. Der umgekehrte Weg, den die Kritik jetzt geht, die Bewegung sofort mitzumachen, dabei zu sein, wird nur Erfolg haben, wenn es sich um bleibende Werte handelt und das Publikum mitgeht. Über manche Größen, die uns von der Kritik aufgeredet wurden, ist die Zeit längst hinweggegangen.

Der Künstler ist auch der bessere Kritiker. Der Berufskritiker v e r wirrt, der Künstler e n t wirrt. Die Kritik unserer Schaffenden ist immer von größerem Einfluß auf die Kunst gewesen, als die der Berufskritik. Man denke an Lessing, Herder, E. J. A. Hoffmann, Robert Schumann, Wagner und Hugo Wolf.

Während der Kritiker gegen eine niedergehende Kunstgattung noch eifert, ist, ohne daß er es ahnt, im Hirn des Künstlers das Werk entstanden, das neue Wege weist.

Zu dem Vorwurf, daß der Künstler zu einseitig in seiner Kunstauffassung befangen, daß er von sich zu sehr eingenommen sei und zu leicht dem Konkurrenzneid verfalle, ließe sich sagen: Auch die Kritiker sind einseitig, auch sie haben ihre bestimmten Götzen, die sie anbeten: wenn es nicht Mahler oder Strauß ist, dann ist es der Chefredakteur oder ihre eigene Unfehlbarkeit.